ang acht Seiten Einzelbezug: 10 Pfennig

DER STURM

OCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

daktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
rnsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und
schäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

RGANG 1910 BERLIN / DONNERSTAG DEN 11. AUGUST 1910 / WIEN NUMMER 24

er Kultur

Kurt Hiller

I

n sechsten und letzten Kapitel seiner „Philo- e des Geldes" spricht Georg Simmel über den des Lebens". Der zweite Abschnitt dieses els, handelnd über den Begriff der Kultur und durch die Arbeitsteilung verursachte Aus- dertreten von objektiver und subjektiver Kultur, n klassisches Stück neuerer deutscher Philo- e; ein Kleinod von Geistigkeit, in edel-kaltes a gleichsam zu fassen und auf Sammet zu

on dem, was der Künstler des Gedankens hier sei zunächst die Essenz herausgeholt und in en Worten aufgefangen:

Venn wir die Verfeinerungen des Lebens, seine stigten Formen, die Ergebnisse der inneren ußeren Arbeit an ihm, als Kultur bezeichnen, ultur jene Steigerung natürlicher Keime und nzen über das Maß der Entwickelung, Fülle Differenzierung hinaus, das ihrer bloßen Natur ibar wäre, so werden wir sagen können: Im eich mit der Zeit vor hundert Jahren sind die , die unser Leben sachlich erfüllen und um- , Geräte, Verkehrsmittel, die Produkte der nschaft, der Technik, der Kunst — unsäglich ert, aber die Kultur der Individuen, wenigstens n höheren Ständen, ist keineswegs im selben ltnis vorgeschritten, ja, vielfach sogar zurück- gen. Ein irgendwie belangloses, aber doch rt charakteristisches Symptom: der Gesichts- aus dem die Konversation ihre Gegenstände t, hat sich objektiv, durch die vorgeschrittene ie und Praxis, in diesem Zeitraum erheblich ert, und doch scheint es, als ob die Unter- g, die gesellschaftliche wie auch die intimere riefliche, jetzt viel flacher, uninteressanter und er ernsthaft wäre, als am Ende des achtzehnten underts. — Ein anderes, bedenklicheres tom: Es operieren selbst die kenntnisreichsten nachdenkendsten Menschen mit einer immer enden Zahl von Vorstellungen, Begriffen, , deren genauen Sinn und Inhalt sie nur ganz ständig kennen; die ungeheure Ausdehnung bjektiv vorliegenden Wissensstoffes gestattet, zwingt den Gebrauch von Ausdrücken, die lich wie verschlossene Gefäße von Hand zu gehen, ohne daß der tatsächlich darin ver- te Gedankengehalt sich für den einzelnen Gebraucher entfaltete. — Alle Kultur der Dinge ist eine Kultur der Menschen, und in Sprache und Sitte, politischer Verfassung und Religionslehren, Literatur und Technik ist die Arbeit unzähliger Generationen niedergelegt, als gegenständlich gewordener Geist, von dem jeder nimmt, so viel er will oder kann, den als Komplex aber kein einzelner ausschöpfen könnte. Diese verdichtete Geistesarbeit der Kulturgemeinschaft verhält sich also zu ihrer Lebendigkeit in den individuellen Geistern wie die weite Fülle der Möglichkeit zu der Begrenzung der Wirklichkeit. In einem kleinen Kreise von niedriger Kultur wird dieses Verhältnis nahezu eines der Deckung sein, die objektiven Kulturmöglichkeiten werden die subjektiven Kulturwirklichkeiten nicht weit überragen. Eine Steigerung des Kulturniveaus — insbesondere wenn es mit einer Vergrößerung des Kreises gleichzeitig ist — wird die Diskrepanz beider begünstigen: es war die unvergleichliche Situation Athens in seiner Blütezeit, daß es bei all seiner Kulturhöhe gerade dies zu vermeiden wußte. . . . Jener schmerzliche Effekt der Steigerung des kulturellen Inhalts und Umfangs wird verständlich durch die Arbeitsteilung, die sich (in der Produktion und Konsumtion) vollzieht. Das Wachsen der physisch-psychischen Energien und Geschicklichkeiten, das sich bei einseitiger Tätigkeit einstellt, pflegt für die einheitliche Gesamtpersönlichkeit wenig Nutzen abzuwerfen; es läßt diese sogar vielfach verkümmern, indem es ihr ein für ihre harmonische Gestaltung unentbehrliches Kraftquantum entsaugt. — So ergibt sich das Gemälde der Zeit, in welchem der Kulturinhalt immer mehr objektiver Geist wird; und die wunderliche Erscheinung wird begreiflicher: daß in dem Maße, in dem diese Objektivation vorschreitet, die kulturelle Steigerung der Individuen hinter der der Dinge merkbar zurückbleibt.

Dies etwa ist der Kern der Simmel'schen Ausführungen. Wie es dem durch und durch unkämpferischen, nur-kontemplativen, allzu apollinischen Temperament dieses Psychologen entspricht, unterläßt er es, jener analysierenden Wirklichkeitsbetrachtung eine Wert-Erörterung, eine Kritik oder gar ein Ethos-durchlohtes System sozialer Umgestaltungsideen hinzuzufügen. Man wird daraus nicht schließen müssen, daß Simmel mit den Zuständen, die er schildert, einverstanden sei; mich deucht eher, er beklage sie, dränge aber seine Unzufriedenheit zurück, weil es ihm unangemessen scheint, Sympathien und Abneigungen, Wertgefühle und Wollungen in wissenschaftliche Explikationen hineinspielen zu lassen. Diese Enthaltsamkeit von Ethos und Pathos bietet freilich einem Gemüte, das wenig von Ethos und Pathos enthält, geringe Schwierigkeiten, und eine in ihrem Mark so unpolemische Persönlichkeit, wie Simmel, hat es leicht, die Forderung der Neutralität und Zurückhaltung nicht nur zu erheben, sondern auch zu erfüllen.

Ich weiß nicht, ob tatsächlich Wertung des Seienden den Kreis derjenigen Aufgaben überschreitet, die sich die Wissenschaft gesetzt hat — eine Entscheidung darüber hinge ja auch von dem Begriff ab, den man sich von „Wissenschaft" macht; sollten aber wirklich Wertung und Wissenschaft unvereinbare Dinge sein, so wäre damit doch nichts gegen die Berechtigung wertender Tätigkeit gesagt; höchstens etwas gegen die quantitative Zulänglichkeit der Wissenschaft! Wird eine Weise des Denkens, eine besondere Art von Problemstellung „unwissenschaftlich" genannt, so bedeutet das an sich keine Verdammung dieser Art und Weise, sondern lediglich eine — allerdings negative — Einrangierung ihrer in das große Schubfachwerk der Seelenfunktionen; es wird dadurch sozusagen ihr metaphysischer Ort als außerwissenschaftlich bestimmt. —

Gerade nun, wenn die Wissenschaft irgend eine Problematik von sich weist, sich also für die Beantwortung der in dieser steckenden Fragen für mehr als unfähig, für i n k o m p e t e n t erklärt, besteht die intellektuelle Pflicht, sich solcher Probleme anzunehmen; sie frieren, diese armen Verstoßenen, und verlangen nach unwissenschaftlicher Wärme, Liebe und Begeisterung.

* * *

Mir scheint das vehemente Auseinanderfallen von vergegenständlichtem Geist und individualer Kultur zu den widerwärtigsten Mängeln unseres Zeitalters zu gehören. Was frommen Erhabenheit, Differenzierung und Fülle, wenn kein einziger Einzelner ihrer teilhaftig werden kann? Sie schaden nur; denn sie stiften jene fürchterliche Zerfahrenheit, die dieser Epoche in philosophischer, künstlerischer und politischer Beziehung eignet; (eine Zerfahrenheit, die darum nicht an Beklagenswürdigkeit verliert, weil allerhand grenzenloses Neologenvolk, Kosmiker, Werdandioten und Monistenbündler, ridikül und bärtig mitjammert).

Soll man aber darum in die Trompete Rousseaus blasen? Zur Einfachheit und zum Landleben, zum Urmenschentum zurückrufen? In den R e t o u r n o n s e n s verfallen? Ich, bitte, lehne das ab; teils weil ich die Wiederbelebung solcher Zustände für unmöglich halte, teils weil ich mir von ihrer etwaigen Verwirklichung eine Erhöhung der irdischen Langenweile verspreche. —

Wie aber, wenn in der Tat kein Individuum heute mehr imstande ist, den objektiven Geist seiner Zeit auszuschöpfen? Dies behauptet doch Simmel. Aber mir scheint hier eine Art Verwechselung vorzuliegen. Simmel ist, wiewohl er sich theoretisch stets bemüht, Tatsächlichkeiten in Beziehungen aufzulösen, praktisch hier noch zu sehr Diener des Faktums geblieben. Freilich läßt sich, ihren I n h a l t e n nach, die jeweils objektivierte Kultur einer Epoche von einem Einzelnen nicht ausschöpfen; wohl aber vermag er das, was diesen Inhalten erst den Charakter der Kultur verleiht, das Funktionelle an ihnen, ihre Art, ihre F o r m , vollständig in das eigene Ich aufzunehmen, seiner Persönlichkeit organisch einzufügen und einzuschmelzen.

Nicht d a s , was verfeinert ist, sondern die V e r f e i n e r u n g e n „auszuschöpfen" —: das

scheint mir „subjektive Kultur“ zu bedeuten. Allerdings wird dann der Begriff „Kultur“ wesentlich enger gefaßt, als bei Simmel. Unter den Ergebnissen differenzierender und vervollkommender Menschenarbeit werden alle die aus der Umfangslinie dieses Begriffes heraustreten müssen, die für das spezifisch-geistige Leben ohne Erheblichkeit sind: also insbesondere Erhöhungen der Bequemlichkeit und der Sicherheit des Verkehrs, Errungenschaften der Technik und der rechtlichen Ordnung; all das, was Siege repräsentiert über ungeschlachte Urtümlichkeit, Bändigungen von Naturkräften oder rohen Menscheninstinkten, kurz: alle die Verfeinerungen, für die unsere Sprache ja ein besonderes Wort bereitstehen hat: „Zivilisation“.

So bleibt uns denn „Kultur“, dieser so oft und arg mißbrauchte Ausdruck, als nichts anderes übrig, denn als die Bezeichnung für einen logisch kaum faßbaren, aber gefühlsmäßig doch recht bestimmten Verfeinerungsgrad der Bewegungen und Funktionen einer Seele; und zwar möglichst vieler dieser Bewegungen und Funktionen: die ideale Persönlichkeit unter dieser Kultur-Perspektive wird die sein, deren Nerven zum Genießen zartester und seltsamster artistischer Sensationen organisiert sind, deren Intellekt sich in die tiefsten Tiefen und in die spitzesten Spitzen der Problematik dehnt, deren Lebensführung voll Adel ist und im Verkehr mit anderen oberste Stufen des Taktes, des Esprits und der subtilen Anmut erreicht.

Erfüllt sich so die Idee des „kultivierten“ Menschen mit der neben dem bloßen Ethos der Verfeinerung bestehenden Forderung, daß diese Verfeinerung Eigentümlichkeit a l l e s Erlebens und Betätigens werde, daß sie in den C h a r a k t e r eingehe, sich nicht mehr auf das Denken allein oder das Empfinden allein oder das soziologische Verhalten allein oder auf sonst ein besonderes Vermögen erstrecke, sondern u n i v e r s a l sei —: so verwandelt sich damit die Formel „Kultur“ in eine Bezeichnung für das höchste Lob, das wir, außer dem Lobe der schöpferischen Kraft, einem Menschen spenden können.

Eine Lobesformel; und zugleich so etwas wie ein Programm, ein leitender Stern, eine Idee, ein regulatives Prinzip für Erziehung und Selbsterziehung. Und zwar eines, das vielleicht identisch ist mit dem Kulturideal, das vor hundert Jahren in den erlauchtesten Gemütern lebte. Jene „Bildung“ nämlich, welche die Herder und Goethe, die Schiller und Humboldt, die Novalis und Schlegel in ihren ethischen und psychagogischen Aperçus anpriesen und verlangten, ist doch wohl nichts anderes als die Verteinertheit aller individuellen Anlagen; ein rein q u a l i t a t i v e r Begriff; — daß nun das Wort „Bildung“ im Laufe des Jahrhunderts seinen qualitativen Begriff immer mehr verlor, bis es sich schließlich vorbehaltlos einem durchaus q u a n t i t a t i v e n attachierte, das ist ein Symptom und ein Symbol für den erörterten rückschrittlichen Prozeß, den die subjektive Kultur in diesem Zeitraum durchgemacht hat.

Fortsetzung folgt

Ludwig Speidel

Von Otto Stoessl

Seine Bedeutung als schöpferischer Geist, als Bewahrer großer künstlerischer Heimatswerte in einer Zeit vielfach zerstörender Triebe, wird ihm in der ganzen deutschen Welt, nicht bloß in Wien bestätigt und gedankt werden, nachdem jetzt die vielen einzelnen Blätter zu einem Ganzen vereinigt sind, deren Sammlung er bei Lebzeiten sich spröd entzogen hat.

Ludwig Speidel war und bleibt einer der Schriftsteller von erstem Range; auf ihn mag insbesondere die Geschichte unserer Sprache als Beispiel hinweisen, wie sie in der abhandelnden Prosa Körperlichkeit, blühendes Licht und Farbe, Wohlklang und Zartheit, männliche Führung und anmutigste Bewegung, kurz alle Reize der Poesie selbst entwickeln könne. In eine unwürdige Tagespresse verirrt, war Speidel vielleicht der Letzte, der sie zu ertragen, ja eben dadurch zu erheben wußte und ihr reichlich zurückgab, was er ihr verdankte; denn seine Stellung war von einer Macht begleitet, die, an seine Persönlichkeit gebunden, in Zukunft kaum wieder einem unabhängigen Geiste in solchem Umfange zugestanden werden wird.

Der Journalist übt ein Metier, der Schriftsteller hat einen Beruf. Im Wesen des Schriftstellers liegt es, aus seiner Natur und Bildung zu völlig in ihm beschlossenen, nicht wahllos von außen aufgenötigten Fragen ein besonderes Verhältnis zu gewinnen und darzustellen, wodurch er wieder andere in seine Lebensrichtung zu führen vermag. Dagegen bestimmt der Journalist gar nichts, sondern macht als willenloser Zeiger des wechselnden Geschehens nur die Gebärden der Aktion, während die Naturkraft der Ereignisse sich auf seine Worte überträgt und sie wie Windmühlenflügel in Bewegung setzt. Für die Zeitung als solche ist der Schriftsteller nichts als ein eitler Dekor ihres ökonomischen, mechanisch-präzisen Geschäftes, sie sucht ihn in seinen besten Kräften auszunutzen, aber zugleich seiner Selbstbestimmung zu entziehen, indem sie ihm die Gegenstände seiner Arbeit aufnötigt und ihn zu einer Oberflächenbehandlung zwingt, die ihr gemäß ist, aber sein eigenstes Wesen geradezu auflöst. Aus dem Kampf, der Vereinigung, dem gegenseitigen Nachgeben, Bedingen und Beharren dieser zwei unversöhnlichen, intimsten Feinde: Zeitung und Schriftsteller ist denn auch — namentlich in Wien und durch Speidels besondere Begabung — eine Art von eigener Kunstgattung und -übung hervorgegangen: das Feuilleton. Der Geist, die Auffassung und Technik dieser kostbaren Geringfügigkeit — der Unsterblichkeit eines Tages, wie Speidel sie nannte — sind in Wien so allgemein geworden, daß man ruhig sagen kann, die Zeitung habe hier wie so viele andere Güter, auch die Poesie, das Feuilleton habe die Literatur verschlungen. Abgesehen von Speidels Arbeiten, ist aber an all der gepriesenen Gefallsamkeit nur mehr ein Schein von Kunst und tieferer Betrachtung; in Wahrheit ist der Schriftsteller aus diesem Gebiete fast ganz hinausgeschoben worden vom Journalisten. Das schlechte Geld verdrängt das bessere.

Daß aber diese Form — ausgereifte Improvisation, durchdachte Augenblicksreagenz — in ihrer paradoxen Verlockung für einen Schriftsteller, wie der Journalismus selbst, ebensoviel Anziehendes wie Abstoßendes haben mag, gerade genug sie zu suchen und wieder zu verachten, begreift sich gern. Die Natur Speidels zumal hatte etwas Impulsives, ihr schöpferischer Trieb entfaltete sich und welkte bald nach dem wirkenden Augenblick. Seine Fruchtbarkeit bestand nur vermöge der Fülle der Eindrücke, die ihm der Tag brachte, und des journalistischen Zwanges, sich mit ihnen vor dem Publikum auseinanderzusetzen. Freilich hatte dieser formschöpferische Geist, dieser gefühlige Dialektiker eine solche Ehrfurcht vor dem Unwiderruflichen des niedergeschriebenen Wortes, daß er jedesmal den ganzen Widerstand der Sprache gegen die Leichtigkeit und Eile ihres täglichen Gebrauches empfand; aber, indem er ihn besiegte durch eine vertiefte, zögernde, doch in der entschlossenen Wahl sichere Weise des Ausdrucks, gewann er eben eine bildnerische Dauerhaftigkeit über Anlaß und Moment hinaus und setzte seinen Beruf gegen das Metier durch.

Diese harmonische Plastik der Prosa Ludwigs Speidels, diese Monumentalität im Kleinen, der weite Horizont, der hinter allen den gefaßten und knappen Gebilden sich öffnet, werden erst jetzt ganz erkannt werden, da seine Schriften aus der trüben Umgebung einer fragwürdigen Institution endlich dauernd herausgestellt, sich selbst zurückgegeben sind. Freilich wird man dann auch die geistigen Gefühls- und Urteilswidersprüche und die Grenzen seiner Eindrucksfähigkeit und Bewegung deutlicher erkennen, aber auch zu würdigen wissen, was man ihm bisher bloß anzuschulden liebte: nur der unheilvolle Mißbrauch, den die Zeitung in jedem Meinungsstreite dadurch mit ihrem Urteil treiben darf, daß sie, Richter in eigener Sache, ohne Widerspruch mit Außerachtlassung der Gegner spricht und immer nur sich selber hören will, ließ die mächtige Subjektivität eines selbständigen Geistes als gefährliche Willkür erscheinen. Der Schriftsteller, der die Zeitung für sich hat, findet eine überlaute Resonanz, und er entbehrt jeder Gegenrede, durch die sein Für und Wider erst zum Ganzen in Harmonie gesetzt würde. So konnte etwa in dem tobenden Streit um Wagner das Speidelsche Wort von der „Affenschande“ der Wagnerschen Popularität eine mißliche Unsterblichkeit erhalten, oder der innere Widerspruch gegen die neu aufsteigende Wel
von Kunstwerken und Lebensmeinungen den An
schein eines willkürlichen Preßpabsttums annehmen
Eben indem Speidel seine Selbstbestimmung un
seinen Widerspruch als Grundrecht wahrte, nahm
er Schaden, weil er an die Stelle gefesselt war, di
über alles zu entscheiden die Anmaßung und i
nichts Recht zu behalten das Schicksal hat.

Aber selbst dort, wo er der aufgewachsenen
Uebermacht des Neuen mit der ganzen Gegen
gewichtigkeit seiner Natur sich zu einem von vorn
herein aussichtslosen Kampf stellt, bewahrt er di
volle Schönheit eines reinen, unverdorbenen Emp
findens und ist gleichsam unverwundbar durch ein
entzückende Dialektik des Gefühls.

Und es war ein ergreifendes Schauspiel — wi
immer, wenn ein Mann in der vollen Kraft seine
Entschlüsse, durch die höhere Gewalt der Zeit un
der Menschheit aus seinem Selbst und darüber hin
aus zu einem Gesamtgefühl geführt wird —, al
die Genialität neuer Werke, ihre Natur selbst
was in Speidel Elementarempfinden war, zu sic
zwang, bis er in der großen bleibenden Einheit de
Kunst wie in einer vorzeitigen Ewigkeit, beruhig
und befreit, ohne Zagen und innerlich versöhnt ein
ging, lange ehe er starb.

Speidel war ein Schwabe und wahrte die ganz
kraftvolle Gesundheit dieses Volksschlages, desse
Gabe und Grenze in seinem Werke so gut un
lauter beschlossen ist, wie in den besten seine
Landesgenossen. Was den Dichter ausmacht: di
ganze Hingabe an die Erscheinung, an die dinglich
Kraft und Würze des Wortes, bezeichnet auch ihn i
seiner Wohlbeschaffenheit. In der geistig werten
den, dialektisch sich auseinandersetzenden Aeuße
rung, in seinem kritischen Bedürfnis, wird er ebens
durch die schwäbische Schule bestimmt, durch di
„Schule“ freilich in engerem Sinne, worunter ein
germanistisch-philologische, der innersten Anlag
gemäße Form der Bildung zu verstehen sein möcht
die das dichterische Sprachgefühl durch ein horchen
des Sprachdenken und ein spürendes Sprachwisse
vertiefte.

Für Schwaben ist eine besondere Method
geistiger Zucht typisch, die etwa ganz bewußt un
deutlich ausgebildet erscheint im Erziehungsgang
der alten „Stiftler“. Diese sollen eigentlich Theo
logen werden, einerlei aus welchem Wollen, Fühlen
aus welcher kindlichen und elterlichen Lebens
stimmung sie herkommen. Sie lernen zu der an
gestammten Derbheit und Frische den Schliff de
klassischen Tradition, das gesunde Holz wird sozu
sagen gehobelt, geglättet, wodurch erst seine schön
Maserung, sein Kern hervortritt. Ihre zugreifend
Impulsivität, mit allen Salben geistlicher und geist
ger Dialektik gesalbt, darf sich nun statt zur Ve
teidigung der heiligen Güter gerade zum u
heiligsten Angriff geschmeidig fühlen. So werde
sie mündig, schalten mit ihren Notwendigkeiten a
mit lauter Freiheiten, ihre Sprache, durch welch
die Landschaft der heimatlichen Mundart, die G
fühls- und Denkweise einer wohlerhaltenen Rass
schimmert, gewinnt zur angeborenen Kraft eine g
wisse vornehme Haltung, sie blitzt von morgen
licher Schärfe und schwingt gespannt und elastisc
in lebendiger Latinität; die Rede der Alten wird
ihrem Deutsch wieder geboren.

Diese Saiten sind auch bei Speidel rein gestimm
und klingen mit allem Wohllaut einfacher Harmon
sierung und volkstümlicher Melodik, mit einer a
mutigen Macht und Fülle, die man nicht vermiss
möchte, wenn wir auch oft tieferen, verschlung
neren, schwierigeren Stimmen lauschen wollen, u
wenn auch herbere, strengere, geistig manni
fachere, weniger bedingte und dringender bedi
gende, weniger abgeschlossene, aber feuriger au
leuchtende, weniger in sich ruhende, als ruhel
suchende und findende Naturen jeder Zeit, also au
der unserigen, ihren eigensten Ausdruck geben. S
war Speidel — wie fast alle seine Landsleute
der Geschichte unserer Literatur — ein vorneh
konservativer, naiv anschaulicher Geist, ein konte
plativer Idylliker, der sich in den unendlichen, e
habenen Bedingheiten der vollendeten, nicht in d
Revolutionen und Elementartrieben der werde
den Welt und Kunst wohl fühlte und das reins
seelische Behagen, den Genuß einer unerschüttert
Gesundheit und Zuversicht des gegebenen Dasei
mitteilte.

Im unverwirrten, unmittelbar einleuchtend
Walten der Natur und in dem klar ausgewirkt



Oskar Kokoschka

Zeichnung zum Drama: Mörder, Hoffnung der Frauen

Bild der klassischen Lebenssicherheit fand er immer neuen Anreiz bewundernder, verklärender, beseligter Gestaltung. Hier spiegelte ungetrübte Tiefe seiner eigenen durchschauenden Betrachtung entgegen, antwortete ihm eine lautere, purpurne Unendlichkeit. Das Mannigfaltigste drängte er zu einer unvergeßlichen Einfachheit zusammen und gab der Macht der Erscheinungen eine knappe, körperhafte, blut- und muskelstarke Wiedergeburt im Wort. So konnte er schauspielerische Erscheinungen in ihrer sinnlichen Spontaneität spüren wie den Liebreiz einer süßen physischen Berührung und festhalten. So hat er — wie kein Kritiker sonst — das alte Burgtheater, selbst ein Stück abgeschlossenen Lebens, gesehen und ganz nachgeschaffen. Mitterwurzer las einmal Märchen vor und Speidel fing den Klang, den verwehenden, versunkenen Tonfall der Stimme auf, wir hören ihn: „Im Märchen vom unsichtbaren Königreiche wird ein Flußtal geschildert, in das der Mond scheint. Wellen und Wald rauschen und erzählen seltsame Sachen. Durch gedehnte Worte eröffnet uns der Vorleser die Aussicht in das lange Tal, er läßt im Worte die Musik der Landschaft widerklingen, man sieht hörend die Natur. Die Beschreibung schließt mit dem Satze: „es war ein wunderbares Tal.“ Da nimmt sich Mitterwurzer das Wort „wunderbar“ heraus. Er läßt das schöne Wort musikalisch wirken, er läßt es klingen, ohne daß es singt. Aus dem dunkleren „u“ bricht das helle „a“ wie ein Tag aus der Dämmerung. Wir haben nie eine herrlichere Wortmusik gehört.“

Als Kritiker trat er einem Theaterstücke wie einem leibhaftigen Wesen mit kindlich aufgetanen Augen entgegen und mochte es nur verstehen und verständlich machen, indem er es von Grund aus beschrieb. So erzählt er den Inhalt, wobei er unversehens aus dem Gefühl das Urteil, aus der Anschauung die Ansicht enthülste. Und dies Erzählen, diese dem Dichter, wie dem Kinde angeborene, ursprüngliche Freude am Berichten, am Aufbauen, ist das Bleibende seiner produktiven Kritik und unser Entzücken, mögen wir seiner Meinung noch so sehr widerstreben. Von den vielen Stücken, die er im Laufe der Jahre sah und erzählte, bestehen heute freilich nur wenige, aber gerade die vergessenen und verwelkten bekommen durch seine Erzählung einen Hauch von Existenz. Und dies ist der wahre, eigentliche Wert der rezeptiven Produktion — nicht die meist nur relative und augenblickliche Gültigkeit ihres kritischen Urteils —, daß sie die ganze Literatur zur lebendigen und wirkenden Geschichte der wachsenden Dichtung verklärt und in dieser ein unsterbliches atmendes Ganzes erblickt und gestaltet, woran nichts tot, stumm, sinn- oder wesenlos bleibt.

Die volle Höhe, das absolute Gleichmaß von Inhalt und Form, von subjektivem Anreiz und gegenständlicher Würde haben seine Aufsätze, wo sie ein abgeschlossenes Bild, eine in sich zurückgekehrte Bewegung, einen Menschen, eine Landschaft, ein Erlebnis durchdringen und allseitig umfassen. Er beschreibt einmal Uhlands ehrwürdige Gestalt: „Klein, aber kräftig gebaut, mit einem Rückgrat, das eher brach, als sich bog, sein von rötlich blonden Haaren umkränzter Kopf hatte einen starken und strengen Knochenbau, aus welchem die zwei hellblauen Augen wie zwei Kinder herausgrüßten.“ Oder er huldigt den ewigen Lehrern unserer Sprache, den treuen Gebrüdern Grimm: „Selbst wenn sie sich zur höchsten Vaterlandsliebe aufgeschwungen, kehren sie gern in ihre Furche zurück, und vollenden da, der Lerche gleich, den Lobgesang eines Liedes, das sie in der Höhe geschmettert haben . . . In Leben und Wissenschaft ist Jakob die trotzigere und bahnbrechende Natur, wo er den Pflug ansetzt, drückt Jakob ihn tiefer ein, so daß der Brodem der Erde hervorbricht und sich die Schollen schwer und langsam, als wollten sie sich eine Weile besinnen, zu beiden Seiten niederlegen. Ein Bahnbrecher schaltet Jakob mit Axt und Pflugschar, während Wilhelm mehr eine Gärtnernatur ist, die auf dem schon gerodeten Erdreiche ihre zierlichen Beete anlegt, sie sorgsam wartet und still begießt.“

Ein wanderhafter und trinkfester Mann — die mit ihm verkehrten, wissen von mancher Wirtsstube zu erzählen, wo er zechend und sprechend der Oberste war — ging er etwa Schuberts sagenhaftem Aufenthalt in der Hinterbrühler Höldrichsmühle, wie dem Klange der Müllerlieder selbst, an die Quelle nach. Oder er las in Mattighofen aus einer oberösterreichischen altertümlichen Bauerngegend den Geist des Volksgesanges und der mittelalterlichen Dichtung aus Tracht und überkommener Sitte, aus der Gestalt der Bauernhäuser, aus der Inschrift eines verwitterten Wegkreuzes, aus dem ursprünglichen Ansehen des Wald- und Ackerlandes als aus einem aufgeschlagenen ewigen Bilderbuche ab.

Wie er in der schönsten Wiener Landschaft — seiner zweiten Heimat — das holdselige Walten der grünen, von Licht und Blüte, Duft und Gesang, durchhauchten Stunden lauschend einatmet, hat er einmal unvergeßlich geschildert, und in dieser kleinen lieblichen Prosadichtung das eigene Bild — ein Idyll der höchsten geistigen Klarheit und sinnlichen Liebenswürdigkeit dargestellt.

So saß er, ein ebenbürtiger Genosse aller deutschen Meister, schon bei Lebzeiten recht eigentlich beherzt und guten Mutes an den Tischen der Götter. Was er schrieb, schien einen Morgenglanz der Unsterblichkeit auszustrahlen und hatte den rosenschimmernden, unendlichen Grund hesperischer Tage, die Kraft, Leichtigkeit und Klarheit klassischer Sicherheit, die Wohlabgewogenheit in sich beruhenden, die Fülle genießenden, um seiner selbst willen lebenden und sinnenden Denkens, die Bestimmtheit einer Aussage, die in jedem Augenblicke sich selbst gemäß, ihre innere Wahrheit wie das eigene Schicksal heraus stellt, den Laut einer Prosa, in welcher der volle, stete Rhythmus eines gesund schlagenden Herzens gleichsam an sich selbst Freude hatte. Im Inhalt dieser knappen, in jedem Satze ausgerundeten, sparsam-reichen Gestaltungen liegt ein dauernder Schatz ursprünglicher und unsterblicher Stammesart, in ihrer Form ist der Geist, das Herz, alles Wollen, Wissen und Können unserer Sprache lebendig.

Die erste Ausgabe der Schriften von Ludwig Speidel erschien im Verlag Meyer & Jessen, Berlin.

Sie erweist unliebsam genug, ja prahlerisch den Gegensatz zwischen den Journalisten von Metier und dem Schriftsteller von Beruf, indem zwei Lobredner der ersten Gattung ungebeten die Stimme zum Preise eines Künstlers erheben, den sie vor der Welt für ihren Stand reklamieren. Dafür aber lässt der mit vorsichtiger Bescheidenheit anonym bleibende Herausgeber jene erste Verpflichtung sorgfältiger Textbehandlung vermissen, die selbst minderen Werken sonst ohneweiters zuteil wird. Abgesehen von der journalistisch-fragwürdigen und geschmacklosen Einteilung und Benennung der zwei ersten, erschienenen Bände wimmeln sie von Druckfehlern. O. S.

Luftquallen

Eine Entdeckergeschichte

Von Paul Scheerbart

Vor acht Tagen besuchte mich ein Herr, auf dessen Visitenkarte der sonderbare Name „Crispin Dobberkatz“ stand. Der Herr sagte gleich:

„Ich habe einen komischen Namen, das ist ein großes Unglück für mich; denn man lacht immer, wenn ich was erzähle. Außerdem bin ich ein geborener Amerikaner — aus Chicago. Und als Amerikaner werde ich auch nicht ernst genommen, weil man jetzt alle Amerikaner für Schwindler hält — Cook und Peary haben mir sehr geschadet.“

„Wodurch,“ fragte ich da, „kann ich Ihnen also gefällig sein?“

„Sie,“ erwiderte er, „werden in jedem Falle immer ernst genommen. Ihnen glaubt man alles. Sie haben noch niemals die Unwahrheit gesagt.“

„Das weiß ich!“ versetzte ich stolz und bot dem Herren eine meiner sehr langen Zigarren an.

Wir rauchten.

Und er fuhr fort:

„Sehen Sie, die Sache liegt nun so: Ich habe etwas Kolossales entdeckt. Aber — ich war ganz allein, wie ich's entdeckte; nicht einmal Eskimos hatte ich bei mir — wie Cook und Peary.“

„Haben Sie,“ fragte ich da ganz ernst, „den Südpol der Erde entdeckt?“

„Nein,“ erwiderte er.

Ich atmete auf.

„Das freut mich,“ sagte ich leise, „denn wenn ich diese Entdeckung des Südpols für eine Tatsache hätte ausgeben sollen, so wäre mir zweifelhaft gewesen, ob mir alle Menschen glauben würden — die meisten hätten es ja wohl getan — alle bestimmt nicht.“

Der Herr Crispin Dobberkatz kam nun Sache und sagte hastig — öfters stotternd:

„Meine Entdeckung ist — darauf könnem sich verlassen — viel großartiger als die Entdec des Nord- und Südpols zusammengenommen. hatte im vorigen Jahre eine kleine Erbschaft macht. Und mit dem — mir zur Verfügun stehenden Gelde — ließ ich mir einen lenkb Luftballon bauen, an dem — Motor und Propell unter der Gondel arbeiten sollten. Ich wollte geradeaus fliegen — ich wollte nur nach fliegen. Sie können sich die Sache wohl vorste ich wollte hoch oben in der Luft, wenn die triebskraft des Ballons nachließ, durch einen M unter der Gondel einfach nachhelfen, um so wie möglich zu kommen. Daß ich dadurch waltige Höhen erreichen mußte, schien mir klar zu sein.“

„Mir auch!“ bemerkte ich rasch, „das Ex ment wird aber nicht billig gewesen sein Von Il Vermögen ist sicherlich nicht viel übrig geblieb

„Sie haben,“ rief er feierlich, „den Nagel den Kopf getroffen. Nicht ein roter Pfennig übrig geblieben.“

„Trösten Sie sich!“ rief ich lachend, „das anderen Leuten auch so. Wenn Sie nur nicht zuviele Schulden bei Ihrem Experiment gem haben, dann geht's ja noch.“

„Leider,“ gab er wehmütig zurück, „habe auch allzuviele Schulden bei dem Experiment macht.“

„Nun — dann,“ versetzte ich hart, „bin ich froh, daß ich nicht Ihr Gläubiger bin. Mit Sch nern, die nichts besitzen, ist ganz bestimmt viel anzufangen. Das weiß ich aus Erfahrung. können mir's glauben; ich lüge nie —. das wi Sie ja schon, und ich — weiß das auch.“

Er runzelte die Stirn und schwieg ein Sekunden, dann aber fuhr er wieder hastig stotternd in seiner Erzählung fort:

„Die Mechaniker, die meinen Ballon zusam bauten, haben mir sehr viel Geld abgenom Und schließlich habe ich Ihnen noch alles, wa machten, dalassen müssen als Pfand. Das ist Bitterste für mich; ich bin gar nicht in der L weiter zu experimentieren. Ich bin nicht in der Geldleuten meinen Höhenluftballon zu zeigen daß ich nicht weiß, wie ich es anfangen soll, m Ideen durchzusetzen. Es glaubt mir ja niem Wenn jemand meinen Namen hört, fängt er g an zu lachen. Und — daß ich Amerikaner bin, ich doch nicht verschweigen. Das geht doch ni

„Warum sollte das nicht gehen?“ sagte lächelnd. „Sie sprechen ja fließend Deutsch. A dem glaube ich gar nicht, daß es Ihnen sch Amerikaner zu sein. Ihr allerdings etwas kom klingender Name schadet Ihnen auch nichts. Deutschland schadet er Ihnen ganz bestimmt Wir sind hier an das Komische so gewöhnt. Name klingt doch auch komisch. Und — ein ap Name läßt sich doch leichter behalten. Die Na Müller und Schultze sind viel gefährlicher. Inde — ich weiß nicht recht, wie ich Ihnen helfen Geldleute, die sich für Höhenluftballons i essieren, werden wohl zu entdecken sein. Abe ich entdecke niemals Geldleute. Darauf könne sich verlassen. Ich spreche die Wahrheit.“

„Glaub's ja!“ rief Herr Crispin nun eben lachend, „aber Sie sollen ja auch gar keine G leute entdecken. Ich will ja ganz was anderes Ihnen.“

„Na, dann erklären Sie,“ sagte ich sehr „sich nur deutlicher. Sind Sie denn mit Ih Ballon schon aufgestiegen?“

„Freilich,“ rief er da mit leuchtenden Au „von diesem Aufstieg will ich Ihnen ja erzäh Das ist ja das kolossale Ereignis in meinem ga Leben. Und daß niemand an das, was ich erle glauben will, daß ist ja der einzige Schmerz meinem ganzen Leben. Und darum bin ich ja zu Ihnen gekommen. Ich wollte Sie bitten, Geschichte aus dem, was ich Ihnen jetzt mitte werde, zu machen.“

„Mit Vergnügen,“ versetzte ich, „ich schr gern Geschichten. Aber — ich schreibe nur wa Geschichten — keine Schwindelgeschichten. müssen mir fest versprechen, daß alles, wie Sie mitteilen, genau den Tatsachen entspricht und Lü nicht enthält.“

„Darauf," sagte er, „können Sie sich fest verlassen. Ich lüge auch nicht. Deswegen fühle ich mich ja so zu Ihnen hingezogen. Wahrheitsfreunde fühlen sich immer zueinander hingezogen. Ich verspreche Ihnen feierlich, nur die lautere Wahrheit zu sagen."

Wir schüttelten uns gerührt die Hände, Dobberkatz traten zwei dicke Tränen in die Augen — mir nicht.

Ich wurde nun ungeduldig, und wollte nun endlich erfahren, was dem Herrn aus Amerika passierte, ich sagte das, und er antwortete:

„Ich will mich kurz fassen!"

„Davon merke ich noch nichts!" sagte ich bescheiden.

Er aber begann zu erzählen — mit leuchtenden Augen — folgendermaßen:

„Ich stieg ganz allein in meinem Ballon auf, um die Gondel so wenig wie möglich zu belasten, und so erreichte ich sehr bald eine Höhe von ungefähr zehntausend Metern."

„Ungefähr?" fragte ich.

„Ja," sagte er, „ich hatte leider Meßapparate nicht mitgenommen — weil ich — ja — weil ich gar nicht die Absicht hatte, der Welt durch Erreichung einer besonderen Höhe zu imponieren. Ich wollte etwas anderes; ich wollte hoch oben neue Lebewesen entdecken!"

Die letzten Worte schrie Herr Crispin, ich aber meinte ganz ruhig:

„Wenn Ihnen das gelungen ist, so werde ich sehr viel darüber schreiben. Erzählen Sie nur weiter! Fassen Sie sich nur kurz!"

Und er faßte sich endlich kurz — also:

„Ich setzte hoch oben meinen Motor unter meiner Gondel in Bewegung, wikelte mich fest in meinen Pelz, stieg mit meiner Gondel höher und erreichte mit meinen Händen meinen Luftballon, da die Gondel ja schneller hoch stieg, als der Ballon. Ich hielt nun den Ballon mit zwei leichten Stöcken, die ich nur zu diesem Zwecke mitgenommen, und stieg nun immer höher — ungefähr zwei Stunden hindurch."

„Wieder dieses Ungefähr!" bemerkte ich unwillig.

Er aber sagte gelassen: „Die Zeitbestimmung ist gänzlich gleichgültig. Denn — sehen Sie! Jetzt sah ich das Ungeheuerlichste — ich sah aquamarinfarbige Riesenquallen."

Er schwieg und sah mich an, und ich wollte nun eine Beschreibung dieser Quallen haben.

„Stellen Sie sich," erklärte er da lebhaft, „zehn Meter breite, fast durchsichtige Seequallen vor — etwas hellbläulich und etwas hellgrünlich — wie Aquamarine sind. Aber sehr hell — fast durchsichtig. Diese Riesenquallen hatten vier Augen, die sie sofort, als sie mich sahen, wie Fernrohre vergrößerten. Die Fernrohre wurden wohl zwanzig Meter hoch. Das Tollste aber bemerkte ich unter ihrem Leibe — da faltete sich etwas auseinander — ein Propeller war's — ein natürlich angewachsener Propeller mit vier Flügeln. Diese Naturschraube setzte sich in Bewegung und brachte das Tier mit kolossaler Geschwindigkeit weiter. Und dann kamen sehr bald andere Quallen herbei — noch größere und auch kleinere — und alle die Quallen hatten natürliche Motorschrauben unter ihrem Leibe. Der Leib konnten sie in eine Kugel verwandeln. Die Schraubenflügel machten den Eindruck von Elfenbein, sie waren nicht größer als der Körper und konnten in diesen so hineingepreßt werden, daß sie ganz unsichtbar wurden. Nun starrten mich diese ungeheuerlichen Lebenwesen, von denen viele sehr viel größer als mein Ballon waren, unheimlich mit ihren langen, an den Spitzen scharf smaragdgrün funkelnden Fernrohr-Augen mit großer Neugier an. Und ich starrte die Tiere gleichfalls an und wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich schlug mit den Händen herum und vergaß, daß ich Stöcke in den Händen hatte. So kam es, daß ich plötzlich mit dem Kopf gegen den Ballon stieß und so tief in den Ballon hineinkam, daß ich die Quallen nicht mehr sehen konnte. Ich hielt den Motor an und da konnte ich mich nicht gleich von dem Ballon frei machen. Kurz und gut: ich sank, mit dem Kopf im Ballon, in die Tiefe. Und als ich den Kopf schließlich frei bekam, sah ich die Luftquallen nicht mehr. Und als ich nach meiner Landung auf der Erde mein Abenteuer erzählte, glaubte man mir nicht; man lachte mich einfach aus. Die Mechaniker wollten, ich sollte meine Schulden bezahlen; sie pfändeten mir Gondel, Ballon, Motor, Pelz und alles Uebrige, so daß mir nur so viel übrig blieb, um nach Europa zu Ihnen zu reisen. Ich möchte nochmals mit meinem Höhenluftballon aufsteigen. Wenn Sie eine Geschichte über das, was ich Ihnen erzählte, schreiben, so werden sicherlich einige Luftschiffer aufmerksam auf mich werden. Die Luftquallen müssen ja auch von anderen Leuten zu entdecken sein. Ich möchte, daß auch andere diese Luftungetüme entdecken. Sie blicken mit ihren Fernrohr-Augen offenbar immerzu in die Sternenwelt hinein. Vielleicht ist es möglich, diese Lebewesen zu uns hinunterzubringen. Jedenfalls müssen Sie eine Geschichte darüber schreiben, damit die Menschen erfahren, daß ich diese Luftquallen zuerst entdeckt habe. Diese Entdeckung ist doch mehr wert, als die Entdeckung des Nord- und Südpols."

„Ist das alles wahr?" fragte ich nun.

Da versicherte er mir nochmals, daß alles, was er erzählt habe, wahr sei.

Und da kann ich nun nur so berichten, wie ich's mit dem Vorstehenden getan habe.

Ich weiß, daß Herr Dobberkatz ein Ehrenmann ist, dem ich eine Lüge nicht zutrauen kann.

Wenn Kapitalisten Herrn Dobberkatz unterstützen wollen, bin ich gern bereit, seine Adresse anzugeben.

Gedichte

Von Desider Kosztolányi

Die sechste Stunde

Die Uhr ist stehn geblieben und der Zeiger
Blickt totenstarr die sechste Stunde an.
Und immer, immer ist die sechste Stunde . . .
Was du auch tust, der Pendel regt sich nicht;
Unter des Glases feingeschliffner Scheibe
Ruht er so wortlos wie ein stiller Toter,
Den durch des Sarges Fenster du betrachtest.
Es steht die Uhr. Und die Sekunde flieht,
Die Tage schwinden, es vergehn die Jahre —
Jahrhunderte, Jahrtausende . . Es steht die Uhr.
Der Herzschlag all der leichtbeschwingten Zeit
Durchbebt in Schauern das verhängte Zimmer,
Doch keine Regung weckt das tote Schweigen.

So grauenhaft schweigt nicht die Mitternacht.

Es harrt das Rad. Und aus dem morschen Werke,
Dem Kerker reglosen Beharrens weht
Der ruhige Hauch der Ewigkeit dich an.

Die Uhr steht still. Es ist die sechste Stunde.

Kranke Küsse

Wie fieberkrank ein Kind mit wirren Mienen,
In schwüle Pfühle tastend sich verwühlt.
Am Glas der schweren braunen Medizinen
Die trockenheißen müden Finger kühlt —
Wehleidig dann, mit widriger Grimasse,
Halb abgewandt nach einem Löffel greift
Und von dem bittern-süßen Nasse
Auf die verdorrten schlaffen Lippen träuft:

So glüht in diesen Sommersonnenbränden
Das heiße Weh auf meiner Seele Grund, —
So lange ich nach deinen lauen Händen
So küss ich deinen feuchten, sanften Mund.

Nachdichtungen von Heinrich Horvát

Sommerfrische

Von Otto Spyka

Dort, wo Wälder, Berge oder Seen den Vorwand dafür abgeben, entsteht allsommerlich die Kolonie der Städter. Fern von den Stätten des gewohnten Nervenreizes, von Theatern, Kunstsalons und Kaffeehäusern, setzen sie sich hier ganz schutzlos, gemeinsam dem Einfluß der Langeweile aus. Das nennt man Sommerfrische.

Unter den mannigfachen Kuren, die den modernen Menschen Zeit und Nervosität vertreiben helfen, ist die durch Langeweile viel zu wenig gewürdigt. Die Langeweile ist derjenige Vorzug, den der Prospekt der Kurorte konsequent verschweigt. Wälder, Sonne, Quellen und Ozon werden verheißen, nirgends steht das Lob der Langeweile, die über dem allen schwebt und ihre unausbleibliche Wirkung üben wird. Sie wird den Gast vom Moment der Ankunft an umhüllen, wird ihn spielend, im Geplätscher ihres Einerlei, seinen Gewohnheiten und täglichen Verpflichtungen entführen, wird ihn wieder aufnahmefähig und bedürftig für Eindrücke und Menschen machen. Sie erscheint alsdann als der gemeinsame Feind, vor dem sie fliehen; in Wirklichkeit wird sie dadurch zur Schöpferin des sommerlichen Treibens überhaupt. Enger als sonst schließen sich die Menschen zusammen, inniger gestalten sich die Beziehungen, das ganze Leben, das sich vor der Dekoration von Wald und See abspielt, wird intensiver. Es wird äußerlich zu einer Kette von Schutzmaßregeln; Ausflüge, Reunionen, Feste entstehen in der Leere, die durch den Mangel der gewohnten Zerstreuungen geschaffen ist. Das geheimnisvolle Rezept für das gesteigerte Leben des Sommers ist kein anderes, als das auf den Bällen und Soireen des Winters schon erprobte: man fülle irgend einen Raum möglichst dicht mit Menschen, die nichts von einander wollen und nichts mit einander zu tun haben, und lasse auf die Ahnungslosen die Langeweile los. Nach einiger Zeit kann man die verlobten Paare herausholen. So schwarz und wenig ansprechend ist die Erde, aus der mit seinem Duft und seinen Farben das Sommerleben dringt. Aber seinem Reiz entziehen sich nur wenige; vielleicht bloß die Alten, die mit Röntgen-Augen durch Flirt und Tanz hindurch immer das Knochengerüst einer werdenden Ehe sehen. Ueber sie hat die Zauberin Langeweile keine Gewalt mehr; sie unterhalten sich immer und meistens von der legitimen Fortpflanzung des Menschengeschlechts.

Unmerklich werden die vielen Einzelnen, die aus der Bahnhofspforte schritten, in besondere soziale Gebilde einbezogen. Da ist die Tischgesellschaft. Hier präsidiert die junge Dame und läßt die minder glücklichen Schwestern im Vorübergehen eine Anzahl tadellos moderner Sakkos bewundern, die um den Tisch gruppiert sind und die, so scheint es, an ihrer Innenseite unablässig von liebenden Herzen beklopft werden. Da ist das Boot; hier werden Liebesenergien mit Hilfe zweier Ruder der Fortbewegung dienstbar gemacht; am Steuer sitzt die junge Dame. Und zwischen Tischen, Booten und Promenade spinnen sich zahllose Fäden des Interesses hin und her.

Allüberall regiert der Klatsch. Toilette, Verhältnisse, Vergangenheit des lieben Nächsten sind an der Ordnung des Sommertages. Klatsch ist ein sozialer Faktor von größter Bedeutung, er ist der Nährboden der heranreifenden Bekanntschaft. Er ist das Auspuffventil für die nicht zustande gekommene oder für die vorzeitig abgebrochene Beziehung. Im Klatsch erwacht das Interesse am anderen, hier wächst es heran und hier entladen sich, fast immer schadlos, zahllose Haß- und Liebesgefühle, die aus irgend einem Grunde nicht an ihre Adresse gelangen können. Klatsch ist ein Regulator der menschlichen Beziehungen, ein mit Undank gelohnter Wohltäter des Verkehrs. Nur er erzeugt jene elektrische Spannung zwischen den Personen, die jeden Moment bereit ist, sich in Annäherung umzusetzen und welche dann die tötliche Oede einer ersten Bekanntschaft überspringen läßt. Er stellt eine feine, oft gedankenreiche Verbindung zwischen persönlich Unbekannten her; er umhüllt schützend die sozialen Keime, bis sie sich zur Verbindung von Menschen entwickelt haben. Mit Unrecht wird die Beschäftigung mit abwesenden Menschen tiefer gestellt, als jene mit Tennisbällen, Pferden, Automobilen oder der Literatur! Nichts schützt den Klatsch vor der Verurteilung, nicht einmal die Schönheit der Lippen, auf denen er am liebsten wohnt. Einzig und allein ein Ansatz von Schimmel, der Moderduft längst vergangener Zeit macht ihn gesellschaftsfähig und geachtet. Hätte im Rom vor zweitausend Jahren ein Desperado der Erotik das Köpfchen des Fräulein S. verdreht, oder wäre es eine pompejanische Rasierstube, die ihre liebenswürdige Genossin zu selten frequentiert, das wäre ein Klatsch, der das Herz jedes Gelehrten erfreute; der würde auch keinem Gymnasium Schande bereiten. (Es ist wohl unnötig zu sagen, daß die erwähnten Weiblichkeiten fingiert sind und in Wirklichkeit nicht existieren.) Der geehrte Klatsch der Wissenschaft, der verpönte der

Hintertreppen, der verspottete der Kaffeegesellschaften, sie alle können sich nicht mit jener Edelzucht der Nachrede vergleichen, die in der Sommerfrische blüht und wuchert. Im kühlen Waldesschatten ist sie entstanden, in ozonreicher Luft, hunderte von Metern über dem Meeresspiegel hat sie ihre ersten Atemzüge getan, kräftigende Sonnenstrahlen haben sie gereift. Die Sonne wirkt Wunder. Ist Herr N. noch bei 15 Grad im Schatten ein recht wenig interessanter Wilderer im erotischen Revier des Kurortes gewesen, so kann es ihm bei 25 Grad passieren, daß er zum Defraudanten seelischer Güter avanciert ist, zu einem, der mit keckem Griffe von der Tafel des Lebens fremde Genüsse stiehlt; Prinz Kuckuck der Liebe, schwindelhafter Spekulant, der mit seelischen Worten Differenzgeschäfte treibt, ohne je die Deckung zu besitzen, Schädling, der zu offener Abwehr herausfordert. Was geschehen würde, wenn die Temperatur noch weiter stiege, ist gar nicht auszumalen.

Man geht in die Natur hinaus, um sich intensiver mit Menschen zu beschäftigen. Der Glaube an das Tete-a-tete mit einem Berggipfel gehört dem Menschengewühl einer Großstadt an, draußen spielen Berg und See die Rolle von arg vernachlässigten dritten. Sie sind auch überflüssig zur vielbegehrten Erholung; es genügt, daß man sich mit Menschen beschäftigt und nicht mit Funktionären, daß man mit Leuten verkehrt und nicht in Kreisen.

Die Natur bleibe in Ehren. Ihre wohltätigen Wirkungen sind längst gewürdigt und registriert. Das Kind weiß schon von der befreienden Wirkung der Berge zu erzählen und mühsam hat der Mittelschüler sich für die deutsche Hausarbeit den Einfluß der Natur auf das Gemüt des Menschen klargemacht. Solche Eindrücke bleiben unvergeßlich! Ueberwältigend, erhaben, weihevoll, erlösend, begeisternd haben diese mit Gras und Bäumen bewachsenen Flächen seit undenklicher Zeit gewirkt. Sie haben Stimmungen ausgelöst, zu Kunstwerken begeistert, Unrecht vergessen lassen und vieles mehr. Wäre es nicht endlich an der Zeit, diese verdienten Stützen menschlicher Gefühle in den ehrenvollen Ruhestand zu versetzen? Wäre es nicht ehrlich, zuzugeben, daß ein helles Lachen, ein frohes Leuchten in zwei Augen stärkere Gefühlslasten hebt, größere Geschenke verleiht, als der Anblick von dreitausend Meter hohem Schnee? Daß man nicht von den Menschen in die Natur flieht, sondern zu den Menschen? Daß man sich freilich in Wald und Gebirge leichter zu diesen findet als in den ausgefahrenen Berufsgeleisen der großen Stadt? Hier liegt die verjüngende, die befreiende Macht des Sommerlebens, sein großer Reiz, und sein nie genug gerühmter Wert: daß sich Menschen zu einander finden. Die Natur sieht zu und wir können, da es für ihre Anhänger tröstlich sein dürfte, ruhig annehmen, daß sie es wohlwollend tut.

Nun gibt es außer Langeweile und Klatsch noch mancherlei Schönes in der Sommerfrische. Aber es steht durchaus an zweiter Stelle und braucht deshalb nicht besonders erwähnt zu werden.

Quellen reifen

Lebensweisheiten und Weltanschauungen

Ein Roman ist erschienen, über den an dieser Stelle nicht zu sprechen wäre. Er hat mit Kunst oder Literatur nicht das Geringste zu schaffen. Sein Autor ist ein Herr Lothar, der leider seinen Wohnsitz von Wien nach Berlin verlegte, weil es ihm dort, dank der Bemühungen von Karl Kraus, zu heiß unter den Füßen wurde. Ich will den Bewohnern des Kurfürstendamms eine überflüssige Geldausgabe ersparen, indem ich ihnen den Extrakt dieser Uebelkeit kondensiert vorsetze. Möge er ihnen den Geschmack so verderben, daß sie auch von der Lektüre der Herren Rudolf Herzog und Georg Engel Abstand nehmen, die laut Feststellung des Herrn Lothar auf ihren Salontischchen zu finden sind.

Herr Lothar hat das Wort:

Das kostbarste Gut der Menschheit, die Freude am Dasein, gedeiht am besten, wenn einem das Essen schmeckt. Pessimismus ist ja meistens nichts anderes als schlechte Verdauung.

*

Auch Quellen müssen reifen. Und wenn man sie zu früh anbohrt, verschüttet man sie ganz.

*

Die Wohltätigkeit legt um einen schönen Frauenkopf einen vortrefflich sitzenden Schein von Güte, bringt einen auf unauffällige Weise mit einer ganzen Menge Menschen zusammen, die man später einmal ganz gut brauchen kann und füllt den Tag mit Beschäftigung und Aufregung aller Art.

*

Auftreten ist leicht, der Abgang ist schwer, das muss man sich gesagt sein lassen, wenn man auf der Bühne des mondainen Lebens kein Stümper sein will.

*

Es gehört heute zum guten Ton, im Frühjahr eine Bade- oder Trinkkur zu unternehmen, und die Aerzte, die das wissen, kommen den heimlichen Wünschen ihrer Patientinnen gern entgegen.

*

Es gibt einige wenige Genüsse auf Erden (!) die man nicht schildern kann, die man nie vergisst. Zu diesen Genüssen zähllt unbedingt der Marienbader Morgenkaffe irgendwo im Walde. Das Gebäck ist ein Gedicht mit knusprigen Reimen.

*

In aller Frühe, zu einer Zeit, wo in Berlin noch alles was zur Welt gehört, im tiefsten Schlafe liegt, ist man in Marienbad schon mondain.

*

Es ist schicklich, auf dem Metropoltheaterball mit einer Dame zu erscheinen, die sehr vertraulich tut, weil man als Philister verschrieen wird, wenn einem garnichts nachgesagt werden kann.

*

Der Glanz eines Abendessens liegt nicht nur in der Speisenfolge, in dem festgefügten den Regeln klassischer Menuarchitektur entworfenen Hauptprogramm, sondern in dem Geplänkel scheinbarer Improvisation, die es umschwärmen, umranken und begleiten, und die ihm in kürzeren oder längeren Intervallen nachklingen.

*

Wer die stumme Sprache unserer Sitten kennt, der kann sich im Salon gar nicht irren, er weiss und findet immer seinen Weg.

*

Und von unserm Georg Engel weiß Herr Loth folgende charmante Geschichte zu erzählen:

In langer Kolonne stiegen die Herren die Trep hinab. An der Haustür stand Johanna, sehr zierl mit Schürzchen und Häubchen und knixte für je Geldstück, das sie empfing. Der letzte in der Re war Georg Engel. Er griff in die Tasche und entdec zu seinem Schrecken, dass er keine losen Markstüc mehr besass. So machte er denn eine bedauern Geste, und dann nahm er mit raschem Einfall Johar um die Taille und gab ihr einen Kuss. Sie lac sehr vergnügt, und auch Engel wischte sich mit d Handrücken sehr befriedigt den Schnurrbart.

Es geht nichts über die Geistesgegenwart. M freut sich, daß wenigstens Engel einmal sich b friedigt und so billig aus der Gesellschaft des Her Lothar fortgekommen ist.

Aber Herr Lothar versteht es auch, ein Trousseau zu verlebendigen:

Die Welle von Spitzenschaum war von blau Bändern gehalten. Neben übermütig kichernd Battisthemden lag der schwere feierliche Brokat d Tischtücher. Taschentücher, deren Spitzengerank n einen ganz ganz kleinen Raum für den eigentlichen Zwe des Taschentuchs übrig liess, hielten Zwiesprache m stolzen prunkvollen Polsterüberzügen. Das gan Zimmer war eine Zwingburg der Anmut, eine mysteriö Kirche des Charme in Weiss, ein Zauberschloss v magischer Gedanken, die erröten und erschaue machen, einer Symphonie aller koketten Geheimküns die in den Dessous stecken. Ein gefrorner Wund garten der Spitzenpoesie.

Ecce poeta!

Wie alle schlechten Dichter und Journalist fühlt sich Herr Lothar Schiller verwandt:

Er ging in den gelben Salon auf und ab, ruhe hin und her, wie ein Tier im Käfig und sprach ganz la vor sich hin: Mit einemmal war es ihm, als würde für ihn schon Rettung sein, wenn er jetzt ein Menschen fände, dem er sein Schicksal erzähl könnte! . . . Wie war das nur? Hatte er die Scene nicht schon einmal erlebt, oder hatte er gesehen oder gelesen? Aber wo? Wo? Wo? A Sorgen waren für Minuten vergessen, alles Denk ausgelöscht, er zermarterte sich das Hirn, um d blassen Erinnerung Farbe und Blut zu geben. Plö lich blitzte es vor ihm auf! „Jetzt gib mir ein Menschen, gute Vorsicht —“ „— Schenke mir — je einen Menschen“. Das war Don Carlos, das war d König, der seine Täfelchen durchsucht, bis er auf d Namen des Marquis Posa stösst.

So fordert Marquis Lothar sein Jahrhundert die Schranken.

Trust

Beachtenswerte Bücher und Tonwerk

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Fall statt

OTTO SOYKA
Herr im Spiel / Roman
Verlag Hans von Weber München

KARL KRAUS
Die chinesische Mauer
Verlag Albert Langen München

LUDWIG SPEIDEL
Persönlichkeiten / Biographisch-lit rarische Essays
Wiener Frauen und anderes Wienerisch
Verlag Meyer & Jessen Berlin

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE


NEUE SECESSION
BERLIN 1910
AUSSTELLUNG ABGEWIESENER KÜNSTLER DER BERLINER ·SECESSION·
IN DER GALERIE MAXIMILIAN ·MACHT·
BERLIN.W.50.
RANKE STR. 1
EINTRITT 1 MK
·TAPPERT·

 Verantwortl. f. d. Anzeigenteil: A. Bots / Verlag Der Sturm Berlin Halensee Geschäftsstelle und Anzeigen-Annahme: Berlin W. 35 / Druck v. Hans Walter, Berlin SW